

lichkeit mit allem menschlichen Scheitern, andererseits steht das Kreuz Christi dazu in völliger Unähnlichkeit, da es Ausdruck und Konsequenz der göttlichen Liebe ist.

3. Eine interessante Frage bleibt, inwieweit Plotins Denken die christliche Mystik über Jahrhunderte hinweg geprägt hat (S. 55). Aneignung und Verwandlung, Ergänzung und Verkehrung der einen wie der anderen Seite zu bedenken, ist eine bislang noch kaum in Angriff genommene Forschungsaufgabe.

*Michael Egerding*

CHRISTIAN FELDMANN: Hildegard von Bingen. Nonne und Genie (Herder / Spektrum, Bd. 4435). Freiburg i.Br. u.a.: Herder 1995. 276 S. Kart.

Hildegard von Bingen (1098–1179) trifft in unserer modernen Zeit auf eine Resonanz von ungeahnter Reichweite. Über 3000 Titel umfaßt inzwischen die Hildegard-Bibliographie. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich zum Ziel gesetzt, gegen das Klischee zu kämpfen, es habe sich bei Hildegard um eine sentimentale Ordensfrau, schwärmerisch-überspannte Mystikerin, exotische Visionärin oder gar um eine Art Kräuterweiblein gehandelt (S. 9). Anstelle populistischer Vereinfachungen oder plakativer Verzeichnung beschreitet Feldmann den beschwerlichen Weg sorgfältiger Recherche. Er stellt das zeitgeschichtliche Umfeld Hildegards dar sowie ihren persönlichen Lebensweg (S. 13–73). Die »Suche nach dem Menschen Hildegard« (S. 74–95) will hinter den überlieferten Fakten etwas vom Wesen ihrer Persönlichkeit aufleuchten lassen. Bei der Darstellung ihrer Werke werden vor allem die Natur- und Heilkunde berücksichtigt (S. 97–134) sowie die Grundzüge ihrer Theologie und Ethik (S. 135–198). Bemerkungen zur Kirchenpolitikerin (S. 199–226) und »verhinderten Kirchenlehrerin« (S. 227–236) runden das Bild ab.

Dem Verfasser ist es gelungen, eine verständlich, bisweilen sogar spannend geschriebene Biographie vorzulegen, die immer wieder den »garstigen Graben« der Geschichte zu überspringen sucht, um die Person Hildegards und ihr Werk in Beziehung zu Fragen der Gegenwart zu setzen (z. B. S. 107–110). Dabei wird jedoch nicht immer deutlich, wann es sich um historische Information und wann um erzählerische Fiktion handelt. Die »vita« Hildegards wird als historische Quelle zugrundegelegt, ohne das anders geartete Erkenntnisinteresse der mittelalterlichen Schreiber zu problematisieren. Das subjektive, und in gewisser Hinsicht unhistorische Engagement des Verfassers wird vor allem bei gesellschaftspolitischen Fragestellungen deutlich. Sein Hinweis, die Benediktregel habe demokratische Grundsätze eingeführt (S. 86), läßt außer acht, welche Bedeutung dem Abt zukommt, ebenso die Gehorsamspflicht den Oberen gegenüber sowie das zentrale Kapitel »Über die Demut«. Hildegards Anerkennung hierarchischer Strukturen läßt sie in den Augen Feldmanns als »unpolitischen Menschen« und »naive Nonne« erscheinen (S. 222). Und die Feststellung, Hildegard hätte nicht im Traum daran gedacht, das Kirchenvolk gegen seine schlechten Hirten aufzuwiegeln, klingt fast wie ein Vorwurf (vgl. S. 182). Wenn der Verfasser Hildegards Weltbild als »eine viel handfestere, realistischere Haltung zur Welt« charakterisiert und positiv abhebt von der Mystik des Mittelalters (S. 180; vgl. S. 50–55), dann scheint er selbst bei seinem Mystik-Begriff das Opfer gewisser Klischee-Vorstellungen geworden zu sein.

Im Literaturverzeichnis fehlen Hinweise auf die Flut von Hildegard-Literatur aus der neuesten Zeit. Es sei dahingestellt, ob der Verfasser diese tatsächlich nicht zur Kenntnis genommen hat oder nur versäumte, sie anzugeben.

Das Buch bietet zwar für Historiker und Historikerinnen sowie Hildegard-Kenner und -Kennerinnen keine neuen Perspektiven oder Erkenntnisse. Für ein interessiertes Laienpublikum ist es jedoch eine empfehlenswerte Lektüre, zumal im Jubiläumsjahr 1998. *Gabriele Lautenschläger*

MADELEINE BOXLER: »Ich bin ein predigerin und appostlorin«. Die deutschen Maria Magdalena-Legenden des Mittelalters (1300–1550). Untersuchungen und Texte (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 22). Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1996. 619 S. Kart. DM 113,-.

Maria Magdalena liefert ein Musterbeispiel für die Konstruktion von (weiblicher) Identität: Aus der in mittelalterlicher Exegese und Homiletik allgemein üblichen Gleichsetzung der Maria Magdalena mit Maria von Bethanien und der sündigen Namenlosen in Lk 7 ist ein komplexes, zwi-

schen die beiden Pole der Bestätigung und der Durchbrechung von Rollenklischees eingespanntes Bild hervorgegangen: Maria Magdalena repräsentiert sowohl die Hure als auch die kontemplativ Liebende und die zur aktiven Verkündigung ausersehene *apostola apostolorum*.

Mit dieser hochinteressanten Figur, deren sozial- bzw. geschlechtergeschichtliches Erkenntnispotential die Mediävistik noch bei weitem nicht ausgeschöpft hat, beschäftigt sich Madeleine Boxlers Zürcher Dissertation. Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile: Im Zentrum des 1. Teils (S. 15–209) steht nach allgemeinen Ausführungen zur Genese der Maria Magdalena-Legende die Edition der sog. Nürnberger Maria Magdalena-Legende III. Der Text wird zunächst in Form einer Synopse der beiden Handschriften (Bamberg, Staatsbibliothek, Msc. add. 21, fol. 412<sup>v</sup>-422<sup>r</sup> und Wien, ÖNB, cod. 1367, fol. 86<sup>r</sup>-93<sup>r</sup>) und in Form eines »Lesetextes« ediert. Eine Interpretation dieses Textes schließt den 1. Teil ab. Der zweite Teil (S. 213–576), der zusammen mit dem Anhang (S. 579–584) fast zwei Drittel des Gesamtumfangs einnimmt, reiht die bisher bekannten deutschen Maria Magdalena-Legenden des Mittelalters in diplomatischer Transkription aneinander. Im Gegensatz zu den Erwartungen, die der Titel der Dissertation weckt, werden diese Texte nicht interpretiert oder in einer systematischen, über die bloßen Auflistungen auf S. 67–80 hinausgehenden Weise in die Interpretation der Nürnberger Maria Magdalena-Legende III einbezogen. Wirklich untersucht wird also keine diachronische bzw. synchronische Reihe von Texten, sondern nur ein einziges Textbeispiel, das einen – allerdings interessanten – Sonderfall der Legende darstellt.

Die Interpretation der Nürnberger Maria Magdalena-Legende III, auf die der 1. Teil der Arbeit zusteuert, profiliert durchaus überzeugend die Besonderheiten dieses um 1500 entstandenen Textes: zum einen die raffinierte Strategie, die Heilige selbst zur Erzählerin ihrer Geschichte zu machen, zum anderen die markante Instrumentalisierung der Geschichte für dominikanische Interessen, der die Figur der Maria Magdalena auch eine signifikante Merkmalsverschiebung von der *peccatrix* und *apostola* zur »predigerin und apostolorin« verdankt. Was den Gesamteindruck dieses 1. Teils freilich trübt, ist neben punktuellen Mißverständnissen (vgl. etwa S. 52, wo Boxler in völliger Unkenntnis der Forschung die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine rundweg auf »mündlich zirkulierende [...] Stoffe« zurückgehen läßt) v.a. die entschieden straffungsbedürftige Präsentation der Argumente: Wenn Boxler seitenweise ungekürzte Bibelstellen zitiert (vgl. S. 30–39) oder die ganze Geschichte der Editionsphilologie referiert und allgemein bekannte Termini ausführlich erklärt (vgl. S. 81–95), bietet sie eine Materialsammlung, die für den Entstehungsprozeß der Arbeit wichtig gewesen sein mag, in der Druckfassung aber nichts zu suchen hat. Zudem sticht die überaus schwache Vermittlung von (in sich unselbständiger) Methodenreflexion und praktischer Umsetzung ins Auge. So bemüht sich Boxler zwar, die spezifischen Zielsetzungen des feministischen Ansatzes, dem sie sich »verpflichtet« fühlt (vgl. S. 18 und S. 138), zu referieren. Doch die Auswirkungen des sog. »anderen Blicks« auf die Textinterpretation sind – wie immer man dazu steht – derart gering, daß man sich fragen muß, wozu er überhaupt beschworen worden ist.

Der 2. Teil der Arbeit hinterläßt gleichfalls einen zwiespältigen Eindruck. Die Tatsache, daß die verschiedenen deutschen Maria Magdalena-Legenden hier *en bloc* dargeboten werden, ist begrüßenswert. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist äußerst unbefriedigend, wenngleich durch die große Zahl der Texte z.T. auch erklärlich. Boxler kann die Aufgabe, die sie sich stellt, nur in Form einer rohen Transkription ohne Auflösung der Kürzel bewältigen, und das merkwürdige Diktat einer je maßstabsgetreuen Textwiedergabe, das sich Boxler akribisch auferlegt, wirkt im Hinblick auf die Lesbarkeit mehr als kontraproduktiv. Das Alter der Handschrift als mechanisches Auswahlkriterium ist anfechtbar. Manche Texte werden mit dem Hinweis auf vorliegende Editionen ausgespart, andere wiederum werden ediert, obwohl es bereits (bessere) Editionen gibt. Die kurzen sprachlichen Erläuterungen sind dilettantisch.

Boxler war, so läßt sich resümieren, mit dem Gesamtkonzept ihrer Arbeit nicht gut beraten. Sie hätte sich und ihr Thema besser verkaufen können. Weniger wäre mehr gewesen. *Edith Feistner*